

JAHRESTAGE 2016

Marie von Ebner-Eschenbach (1830 - 1916)

Zum 100. Todestag

Artikel aus dem Buch „Große Österreicher“

„Eine gescheite Frau hat Millionen geborener Feinde: alle dummen Männer“, besagt einer der Aphorismen der Marie von Ebner-Eschenbach, der bis auf den heutigen Tag - heute sogar mehr denn je - zitiert wird. Aber es waren keineswegs nur die Männer, sondern auch viele Damen, die sie als »Blaustrumpf« lächerlich machten und über die »Geistestrompete« die Nase rümpften - das allerdings vor allem zu der Zeit ihrer Versuche, als Dramatikerin ihren literarischen Weg zu machen. Tatsächlich hat sich die Dichterin erst als Fünfzigjährige der Prosa zugewandt und ihre berühmten Erzählungen zu schreiben begonnen: »Lotti, die Uhrmacherin« war bereits ein großer Erfolg, der dann von »Krambambuli«, der Geschichte des Jagdhundes, der die gespaltene Treue zwischen Förster und Wilderer mit dem Tode bezahlt, noch übertroffen wurde. »Das Gemeindegeld« wurde ihr wichtigster Roman, noch vor »Bozena« und »Glaubenslos? « zu nennen. Ihre »Dorf- und Schloßgeschichten« fanden bald Eingang auch in die Lesebücher der österreichischen Schulen.

Sie hat schon als ganz kleines Mädchen gedichtet, die 1830 geborene Gräfin Marie Dubsky, die im väterlichen Schloss Zdislawitz in Mähren heranwuchs. Da sie eine französische Erzieherin hatte, waren die ersten Verse auch in dieser Sprache abgefasst, bis ihr eines Tages ein Vetter riet, sie möge, da sie doch eine »deutsche Maid« sei, in ihrer Muttersprache dichten. Gertrud Fussenegger hat in unseren Tagen darüber geschrieben: »Der Ratschlag des Veters entzückte die Zehnjährige, denn sie entnahm ihm, dass ihr der heimlich Verehrte das Recht zugestand, überhaupt zu dichten und sich damit einer Tätigkeit zu widmen, die in ihren Kreisen als suspekt und vor allem als unpassend für ein junges Mädchen galt. Gehorsam reimte sie von nun an Herz auf Schmerz statt gloire auf victoire und blieb dem beratenden Vetter ihr Lebtag lang dankbar, so dankbar, daß sie ihn später heiratete und eine lange, gute, wenn auch durch Kinderlosigkeit verschattete Ehe mit ihm führte.«

Zu dichten bedeutete für das mutterlos aufgewachsene Kind auch die Suche nach einer eigenen Welt, anders als die des gestrengen Vaters und die der großmütterlichen Salons. Früh hat die Kleine auch das entdeckt, was man - ohne dass sie es gewusst, gar verstanden hätte - die soziale Frage nannte. Das Engagement für die »kleinen Leute«, für die Armen, die Unterdrückten, beherrscht denn auch fast alle ihre Schriften - nicht im Sinne einer Empörung, sondern auf dem Weg zum Brückenschlag »zwischen Schloss und Dorf, Palast und Hütte«, überzeugt davon »dass dieser Friede noch durch persönliche Anstrengung, durch die sittliche Tat des einzelnen gerettet werden könnte« (Fussenegger).

Sie konnte satirisch sein, mit Ironie die Skurrilitäten der Gesellschaft aufzeigen; sie konnte Dramatisches in ihrer Prosa durchbrechen lassen, und sie konnte; Charaktere wie Geschehnisse lebendig, packend, anschaulich darstellen, nie ohne einen poetischen Hauch. Bei allem literarischen Talent war »die Ebner«, als die sie bald ein Begriff wurde, fleißig und diszipliniert. Bald nach ihrer Eheschließung begann sie, systematisch deutsche Grammatik zu studieren; ihren Erzählungen und Romanen liegen nicht nur Intuition, sondern auch erarbeitete Milieuschilderung zugrunde. »Man bleibt jung, solange man noch lernen, neue

Gewohnheiten annehmen und einen Widerspruch ertragen kann«, schrieb sie einmal, und später: »Wir müssen immer lernen, zuletzt noch sterben lernen.« Was sie nicht daran hinderte, als Achtzigjährige die Ausgrabungen am Forum Romanum zu erkunden, zwischen Erdhaufen und Säulenresten herumzukriechen und die Fachleute mit immer neuen Detailfragen zur Verzweiflung zu treiben. Aber sie hat das Wissen auch nie überschätzt: »Der Mensch hat so viel gelesen, soviel gelernt, sich soviel gemerkt, dass er vermag, uns, wenn schreibt, vollkommen darüber zu täuschen, was für ein Vieh er im Grunde ist«, schrieb sie als Siebenundsechzigjährige, zu einer Zeit, da ihre Lebensweisheiten schon in vieler Munde wäre. Der starke soziale und sozialkritische Tenor ihrer Werke, der ihrer ureigensten, ganz und gar echten Überzeugung entsprang, bedeutete für sie keinen Widerspruch zur Zugehörigkeit, zur Beheimatung in den Kreisen des Adels und der alten Armee, in die sie hineingeboren war und für die sie sich durch die Heirat mit dem Offizier Moritz von Ebner-Eschenbach; nochmals entschieden hatte. Als Kind hatte sie einmal mit kleinen Fäusten auf den Gutsverwalter ihres Vaters eingeschlagen, der einen Knecht misshandelte; als Schreibende geißelte sie eine Mentalität, in der es noch Leibeigenschaft gab. Den Grundsatz. »Haben und nichts geben ist in manchen Fällen schlechter als stehlen« hat sie nicht nur niedergeschrieben, sondern nach Kräften beherzigt. Auch ihre Freigebigkeit hat ihrem Mann manchmal Sorgen bereitet, nicht nur »die Schreiberei«, die sie niemals aufgegeben hätte, nicht einmal ihm zuliebe - aber wenn er auch gelegentlich darunter litt, er hat ein solches Opfer nie von ihr verlangt. Und im Grunde hat er ihre Kritik an den Standesgenossen geteilt und bewundert. Hatte sie nicht recht, wenn sie ihre »Komtesse Muschi« ein Plätzchen suchen lässt, wo die geliebte Hündin mit ihren Jungen ungestört bleiben kann und kein besseres zu finden ist im ganzen Schloss als in der Bibliothek, bei den Büchern, zu denen bestimmt nie jemand greift? Und musste man nicht zustimmen, wenn sie - selbst perfekte Gastgeberin eleganter Gesellschaften und konventioneller Damen-Tees - sich einmal Luft machte mit den Worten: »Über das Kommen mancher Leute tröstet uns nichts als die Hoffnung auf ihr Gehen«?

Marie von Ebner-Eschenbach besaß auch eine gesunde Portion Selbstironie. So sagte sie einmal, auf ihre Wohltätigkeit angesprochen: »So mancher meint, ein gutes Herz zu haben, und hat nur schwache Nerven.« Aber sie ließ auch ihre Phantasie spielen, wenn es darum ging, Gutes zu tun. Kurt Benesch erzählt, wie sie einmal einen Zirkus in Sankt Gilgen vor dem Ruin rettete, indem sie nicht etwa, wie damals üblich, eine wohltätige Kollekte veranstaltete, »nein, sie zog das Ganze als Spaß auf, ließ die Sommergäste agieren und ihre Künste zeigen und spielte selbst die Prinzipalin. Die Artisten sollten lachend über die Ungeschicklichkeit der Laien und ohne beschämt zu werden, das Geld in Empfang nehmen.« In ihren literarischen Werken wird die Phantasie freilich durch Sachkenntnis ergänzt - so ist heute im Wiener Uhrenmuseum ihre Chronometersammlung zu sehen, die wesentlich mit der Erzählung »Lotti, die Uhrmacherin« zu tun hat. Marie von Ebner-Eschenbach ist 1916 gestorben und in der Familiengruft der Grafen Dubsky in Zdislawitz (Zdislavice) beigesetzt worden. Den Krieg erleben zu müssen - auch wenn sie nie geglaubt hätte, dass Österreich-Ungarn ihn verlieren könnte und damit alles zu Ende sein würde, was ihre ureigenste Welt war - bedeutete das letzte große Leid. Sie trug es wie alles Bittere in ihrem Leben gemäß der ebenfalls in den

Aphorismen niedergelegten Erkenntnis: »Es schreibt keiner wie ein Gott, der nicht gelitten hat wie ein Hund« Zu schreiben wie ein Gott, hat sie im Übrigen nie für sich beansprucht.

Quellen:

AEIOU, Große Österreicher, ed. Th. Chorherr, Verlag Ueberreuter, 256 S.

Projekt Gutenberg, Redaktion: I. Schinnerl

'Ebner-Eschenbach, Marie von, <http://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Biographien/Ebner-Eschenbach, Marie von>, verifiziert von Martin Ebner, TU Graz, 2013'